

# Die weiche Macht

Joseph S. Nye plädiert für eine kooperative  
Außenpolitik der USA / Von PATRICK HORST

Amerikas Macht ist nicht mehr das, was sie einmal war. Das gilt nicht erst seit dem 11. September 2001, sondern bereits seit Ende des Kalten Krieges. Das Auseinanderbrechen des kommunistischen Ostblocks – nicht die mörderischen, von amerikanischem Boden aus auf amerikanische Bürger verübten Anschläge islamistischer Terroristen – markierte die entscheidende weltgeschichtliche Zäsur, an deren Folgen die Welt gegenwärtig laboriert: Die „dritte Welle der Demokratisierung“ (Samuel P. Huntington) zu Beginn der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts steigerte die Anziehungskraft und auch räumliche Ausdehnung des westlichen Modells marktwirtschaftlicher Demokratie so stark, dass der Begriff „des Westens“ seines (nicht nur räumlichen) Gehäuses und damit auch seiner sichereren Grenzen verlustig ging. Die USA wurden zur einzigen Supermacht der Welt. Doch als „Hypermacht“ (Hubert Védrine) zogen sie keineswegs nur Bewunderung, sondern naturgemäß auch wachsende Gegnerschaft auf sich.

Bereits im September 1999 warnte die vom Verteidigungsministerium eingesetzte U. S. Commission on National Security/21st Century – vergebens – davor, dass die Feinde Amerikas in Zukunft zu schockierenden Formen der Gewalt greifen würden: „Amerikaner werden wahrscheinlich auf amerikanischem Boden sterben,

Weiche Macht bringt andere dazu, „dass sie das wollen, was man selbst will“. Anders als harte Macht, zu der Nye neben der militärischen auch die wirtschaftliche Macht zählt, „kooptiert sie die Menschen, anstatt sie zu zwingen“.

Die internationale Politik gleicht Nye zufolge heute einem „komplexen dreidimensionalen Schachspiel“: Auf den beiden oberen Schachbrettern ist die harte Macht angesiedelt, die militärische und die wirtschaftliche, auf dem unteren Schachbrett wirkt die weiche kulturelle Macht. Nur die beiden oberen Ebenen sind der staatlichen Einflussnahme überhaupt zugänglich, nur hier macht es noch Sinn, in Kategorien staatlicher Souveränität zu denken. In militärischer Hinsicht haben wir es mit einer unipolaren Weltordnung zu tun, die von der amerikanischen Hegemonialmacht bestimmt wird. Auf der wirtschaftlichen Ebene dagegen ist die Welt bereits heute multipolar geordnet, mit den USA, Europa, Japan und bald auch China als den dominanten Mächten. Die weiche Macht schließlic ist so breit verteilt, dass sich jeder Souveränitätsbegriff ad absurdum führt. Auf diesem dritten Schachbrett tummeln sich die unterschiedlichsten nichtstaatlichen Akteure; hier können selbst Hacker oder Terroristen die Regierungen in Schach halten.

*Amerika und das alte Europa*

Die Zeit, Nr. 18

29.9.03, S. 47



Abwehr der neuartigen Gefahren nicht ausreichen würden. Im Kampf gegen den Terrorismus würden die USA in zunehmendem Maße „abhängig sein von ihren Verbündeten; aber sie werden es schwieriger haben, verlässliche Partnerschaften aufzubauen und zu erhalten.“

Joseph S. Nye, zur damaligen Zeit stellvertretender Verteidigungsminister der Clinton-Administration und derzeit Dekan der Kennedy School of Government in Harvard, knüpft unverkennbar an die zentralen Befunde der Kommission an – und auch an frühere eigene Überlegungen. Das Paradox der amerikanischen Macht besteht für ihn darin, dass die USA einerseits so mächtig sind wie nie zuvor, auf der anderen Seite aber mit dieser Macht ihre Ziele innerhalb der Vereinten Nationen immer weniger durchsetzen können. In Zeiten der Informationsrevolution und der Globalisierung hat sich das Wesen der Macht verändert. Machtmittel, die bis vor kurzem noch von den Regierungen der Nationalstaaten monopolisiert werden konnten, sind nun internationalen Akteuren, kleinen Gruppen und selbst Privatpersonen zugänglich.

## Unipolar oder multipolar

Internationalisierung und Privatisierung von Macht sind per se nichts Schlechtes; ihre Chancen wie ihre Gefahren sind aber nicht mehr in gleichem Ausmaß wie früher von den Regierungen kontrollierbar. Selbst die einzige Supermacht der Welt ist auf Verbündete angewiesen – in der Staatenwelt und der Welt der internationalen Organisationen genauso wie unter den transnationalen Konzernen und den Nichtregierungsorganisationen. Nye hat schon in früheren Publikationen den Begriff der *soft power* geprägt, um diese Zusammenhänge zu verdeutlichen.

Unter der weichen Macht, die in einer global vernetzten Welt zunehmend an Bedeutung gewinnt, versteht Nye alles, was die „kulturell-ideologische Attraktivität“ und die Glaubwürdigkeit eines Landes (oder eines nichtstaatlichen Akteurs) verbessert. Zur weichen Macht eines Landes tragen beileibe nicht nur Regierungen, sondern auch – unter Umständen mehr noch als diese – Wirtschaftsunternehmen, zivilgesellschaftliche Assoziationen, Forschungs- und Bildungs-

es auf einer hunderten gesellschaftspolitischen Analyse fußt. Anders als so manch andere Stimme aus den USA, die derzeit nach Europa dringt, reduziert Nye das nationale Sicherheitsinteresse der USA nicht allein auf die militärische Komponente. Die Verteidigung der „Heimatfront“ (die jedoch auch bei ihm diesen Namen trägt) setzt für Nye zu Recht auf der untersten Ebene des Schachspiels an. Sie beginnt bei einer liberalen Kultur-, Rechts- und Einwanderungspolitik, setzt sich fort über eine effiziente und gerechte Wirtschafts- und Bildungspolitik und umfasst erst am Ende auch militärische Maßnahmen.

Für die Freunde Amerikas in Europa und der Welt hält Nyes Buch also einiges an Wundsalbe bereit. Trotzdem wird, wer sorgfältig zwischen den Zeilen liest, auch das Salz auf seinen Wunden brennen fühlen. Es führt kein Weg daran vorbei, dass sich die Interessen und Anschauungen Amerikas in den letzten Jahren deutlich von denen Europas entfernt haben. Nye macht zu Recht darauf aufmerksam, dass dies keinesfalls nur die derzeitige Administration betrifft, wie manche in Europa glauben, sondern vielleicht noch stärker die Überzeugungen der amerikanischen Volksvertreter im Kongress.

Auch der Demokrat Nye plädiert letztlich für einen „Multilateralismus à la carte“, „Wo Nye vitale Interessen der USA auf dem Spiele stehen sieht, hält er ein unilaterales Vorgehen nicht nur für legitim, sondern auch für nötig, falls alle Bemühungen um die Einbindung der Verbündeten scheitern sollten. Gegenüber dem irakischen Diktator sah er diese Voraussetzungen, so lässt sich aus öffentlichen Äußerungen Nyes in der Vergangenheit schließen, als gegeben an. Der Unterschied zwischen den Unilateralisten und den Multilateralisten ist in den USA derzeit eben nur eine Frage des Grades, nicht des Wesens. Schon unter Clinton gab es auf dem linken Ende des politisch relevanten Spektrums nur noch *asservitè multilateralistis*. Deren Entschlossenheit ist seit dem 11. September 2001 noch gestiegen.

### ● Joseph S. Nye:

#### Das Paradox der amerikanischen Macht

Warum die einzige Supermacht der Welt

Verbündete braucht; a. d. Engl. von

Joachim Kalka; EVA, Hamburg 2003;

288 S., 19,90 €